

## Einführungsrede zur Ausstellung „Viola Friedrich – Zeitreisen“

Zeitreisen. Das ist der Titel der Ausstellung. Offensichtlich also ist es möglich, in der Zeit zu reisen!

Was brauchen wir dafür? Eine Zeitmaschine wie im 1895 erschienenen Roman von H. G. Wells? Ein schnelles Auto wie den DeLorean, mit dem Michael J. Fox im 80er Jahre-Film „Zurück in die Zukunft“ herumreist? Ganz bestimmt brauchen wir sehr viel Energie dafür.

Nein. Wir brauchen fast nichts. Außer Pudding und Wirsing und vielleicht ein paar andere Dingen. Das genügt. Denn wir haben Fantasie. Und wir haben mit Viola Friedrich eine Künstlerin, die unsere Vorstellungskraft sozusagen auf die Reise schickt.

Aber der Reihe nach.

Wir sind in einem Museum. Einem Heimatmuseum und einem naturkundlichen Museum. Und dieser naturkundliche Teil ist es, der Viola Friedrich besonders am Herzen liegt. Wir haben in Borgholzhausen eine Attraktion: Eine in dieser Form und Größe einmalige Ansammlung von Ammoniten, die hier im Steinbruch gefunden wurden. Ammoniten sind den heutigen Tintenfischen ähnliche Tiere, die ein spiralförmiges Haus oder eine spiralförmige Schale hatten. Kleinere Exemplare sind recht oft zu finden, weil Ammoniten über den unvorstellbar langen Zeitraum von 350 Millionen Jahren in den Meeren der Erde lebten. Vor 65 Millionen Jahren sind sie gemeinsam mit den Dinosauriern ausgestorben.

Fotos von lebenden Ammoniten gibt es also nicht. Aber Viola Friedrich hat eines aufgenommen. Wir finden es nebenan, am unteren Ende der Treppe in die erste Etage. Dort beginnt unsere Reise: In die Kreidezeit möglicherweise oder noch zweihundert Millionen Jahre früher. Dort, auf

einem Tauchgang, begegnen wir diesem Wesen. Es schaut uns an. Schwimmt gerade an uns vorbei, will zwischen zwei Wasserpflanzen verschwinden. In diesem Moment betätigt die Künstlerin den Auslöser.

So wirkt es. Aber so einfach ist es natürlich nicht. Was wir sehen, ist das Ergebnis stunden- oder tagelanger Arbeit. Und das Ergebnis vieler Versuche.

Viola Friedrich baut im Grunde zuhause Dioramen auf, dreidimensionale Szenerien also, wie wir sie aus naturhistorischen Museen kennen. Dioramen zeigen meistens Tiere in ihrem natürlichen Lebensraum. Diese räumliche Präsentation kann täuschend echt wirken. Der Erfinder des Dioramas war übrigens Louis Daguerre, jener Franzose, der viel bekannter ist für eine andere Erfindung: die der Fotografie. Das war 1839, Daguerres erstes Foto entstand etwas später 1839 (und er hat sie eigentlich nicht erfunden, sondern das Verfahren verbessert: die erste Fotografie machte 1826 Joseph Nicéphore Niépce).

Lange vor den Dioramen gab es seit der Renaissance schon die so genannten Guckkästen. Das waren Attraktionen auf Jahrmärkten, kleine Kästen mit optischen Linsen, in die man hineinschaute und gemalte oder gedruckte Darstellungen von Städten oder Schlössern sehen konnte. Gute 400 Jahre ist das her, damals konnten die allermeisten Menschen Bilder sonst nur in der Kirche sehen. Zu diesen Guckkästen gehörten die so genannten Guckkästner, das waren oft ehemalige Seeleute oder Soldaten, die Geschichten zu den Bildern ihrer Kästen erzählten.

So weit geht Viola Friedrich nicht. Die Geschichte dürfen wir uns selbst dazu denken. Unsere Fantasie übernimmt die narrative Ausgestaltung der Szenerie. Das macht diese Arbeiten ganz besonders reich: Sie sind

ein Angebot an unsere Vorstellungskraft, uns intensiv auf das Gesehene einzulassen – man kann das als eine ganz grundsätzliche Form von Interaktivität bezeichnen.

Es gibt noch einen weiteren Unterschied zum Guckkasten und auch zum Diorama: Viola Friedrich präsentiert uns nicht ihre Aufbauten, sie präsentiert uns Fotografien: Es geht ihr immer um das Bild. Die Fotografie gilt klassischerweise als das Medium, das in besonderer Weise dazu geeignet ist, einen Moment abzubilden. Was für Momente sind es, die wir in der Ausstellung sehen? Will der Ammonit wirklich gerade zwischen den Wasserpflanzen verschwinden? Und, gehen wir mal gedanklich die Treppe rauf in den oberen Ausstellungsraum: Wird die Astronautin das havarierte Raumschiff reparieren können? Wer ist bei ihr? Weshalb schaut der Koboldmaki uns mit seinen großen Augen so an? Wird er gleich springen? Bitte denken Sie sich und denkt ihr euch selbst die Geschichten dazu aus!

Oder, da hinten im Erdgeschoss: die Momente während der so nie stattgefundenen Reisen der Großeltern der Künstlerin, in denen sie gefundene Dias nutzt, und mit ihren gebauten Szenerien vielleicht die Gefühlslage des Ehepaares pointiert wiedergibt – das ist allerdings meine Interpretation.

Ganz neu sind die animierten kurzen Filme, die oben auf dem Bildschirm zu sehen sind. Wenige Sekunden, die eine andere Art des Eintauchens in die dargestellte Szenerie ermöglichen, aber auch sie bleiben momenthaft und oft genauso rätselhaft wie die Fotografien es sind.

„Ich habe analog gelernt“, hat Viola Friedrich mir mal gesagt. Analoge Fotografie. Fotos wurden ja mal auf Film aufgenommen, und es dauerte, bis wir das fertige Bild in der Hand halten konnten – von dieser Zeit erzählt der Raum hier nebenan ganz besonders schön.

Diese Herangehensweise der analogen Fotografie hat die Künstlerin nie aufgegeben, auch wenn sie schon lange mit einer Digitalkamera arbeitet. Das Programm Photoshop nutzt sie in geringem Umfang für die Bearbeitung ihrer Aufnahmen – es werden aber nur Farben und Belichtung korrigiert, wenn nötig. Analog heißt, dass die abgebildeten Szenerien tatsächlich auf einem realen Tisch im realen Arbeitszimmer aufgebaut werden. Analog heißt, mit empfindlichen Blüten zu hantieren, die nach wenigen Minuten verwelkt sind. Es heißt auch, sich mit ungewollten Lichtreflexen abzugeben und mit der nicht immer felsenfesten Statik der Aufbauten klarzukommen. Man kann wirklich sagen: Diese Bilder werden den Motiven abgerungen. Dutzende Aufnahmen sind nötig, bis dann ein Bild dabei ist, das Violas Vorstellung genau entspricht.

Warum macht eine Künstlerin sich heutzutage diese aufwändige Arbeit? Inszenierte Fotografien sind heute am Computer vergleichsweise einfach zu erstellen: Man baut sich in Photoshop eine virtuelle Bühne, auf der dann Fotos von Gegenständen, Tieren oder Menschen so lange hin- und hergeschoben werden, bis das Bild passt. Oder man nutzt gleich eine bildgenerierende KI, da muss dann nur der Prompt, also die Anweisung an die KI, sitzen. Sicher: Auch das ist nicht in fünf Minuten zu machen, und wenn es perfekt sein soll, dauert es auch für Geübte lange. Aber es ist einfach nicht die Arbeitsweise, die Viola Friedrich entspricht: Sie braucht die Auseinandersetzung mit dem Material. Mit den zarten Blüten, die berührt werden müssen, um ihren Platz zu finden, mit den metallisch riechenden Elektronikbauteilen aus dem Fundus ihres Großvaters, die für die „Astronautinnen“ verwendet wurden. Und die Künstlerin schätzt es, wenn sie bestimmte Stimmungen des natürlichen Tageslichts für ihre Aufnahmen nutzen kann.

„Ich bin aus der Zeit gefallen. Und deshalb gehöre ich ins Museum!“ hast du mir gesagt, als du das Angebot erhalten hast, hier auszustellen. Es passt ganz besonders gut. Deine Auswahl hast du thematisch genau auf dieses Haus abgestimmt. Und ein Teil deiner Materialien und auch die Inspirationen kommen – außer aus dem familiären Fundus – häufig aus historischen Quellen: Anfängen von Stahlstichen des 19.

Jahrhunderts, wie sie zum Beispiel zur Illustration von Jules Verne-Büchern verwendet wurden. Diese Stahlstiche tauchen auch im Werk von Karel Zeman auf, dem tschechoslowakischen Animationskünstler, der in den 1950er und 60er Jahren großartige Filme gemacht hat (und der übrigens mit ganz ähnlichen Aufbauten gearbeitet hat und kunstvolle Dioramen zum Leben erweckt hat). Auch Abbildungen naturkundlicher und naturwissenschaftlicher Bücher dieser Zeit werden genutzt.

Außerdem: Modelle aus der Modezeitschrift „Constanze“, die nach dem Zweiten Weltkrieg bis Ende der 1960er Jahre in Deutschland erschien.

Genug: Gehen Sie, geht als Betrachter auf die Reise. Denkt euch, denken Sie sich Geschichten zu den Bildern aus! Oh, und es gibt ein Quiz, das Mascha und Carl sich ausgedacht haben, denn in den Werken gibt es, wie gerade gesagt, nicht nur Geschichten zu entdecken, sondern auch die Dinge, die für die Fotografien genutzt wurden.

Matthias Albrecht